

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 6 (1916)

Heft: 27

Artikel: Die Frucht der Erziehung [Fortsetzung]

Autor: Waldstetter, Ruth

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-638173>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Schweizerische in Wort und Bild

Nr. 27 — 1916

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

den 1. Juli

Lied im Volkston.

Von Maja Matthey.

Es ist, es ist — es war einmal,
Dass sie ihm heiß die Lippen bot —
Da lacht er ihrer Liebesnot
Und ging und ließ ihr neue Wahl —
Es ist, es ist — es war einmal.

Es ist ein eigenartig Ding
Ums Herz, das bunt bewegt den Traum,
Mit Sehnsucht füllt den Erdenraum
Und Neues wirkt im engsten Ring —
Es ist ein eigenartig Ding.

Ich weiß es nicht — der Tag ist lang —
Auf allen Straßen Seufzer wehn
In Trost und Sehnsucht — und vergehn

Darüber wird die Nacht zum Tag —
Ei wie das zwickt und zwingt und zwängt,
Und knospend zur Vollendung drängt
Bis keins mehr einsam wandern mag —
Darüber wird die Nacht zum Tag.

Noch denkt sie dessen, der sie ließ —
Es ist noch früh im Tag und kühl —
Nur tief im heimlichsten Gefühl
Klirrt etwas, das ein Glück verhieß —
Noch denkt sie dessen, der sie ließ.

Es klirrt so nach, so hell und hart —
Wie Tränen, die der Trost gefror,
Wie Lachen, das den Sinn verlor,
Wie Zukunft ohne Gegenwart. —
Es klirrt so nach, so hell und hart. —

Ein heißes Weib sang dieses Lied,
Ihr Aug' war klar, ihr Blick ging fern —
Wohin? — Vielleicht zu dem, der gern
In seinen Arm sie jauchzend zieht —
Ein heißes Weib sang dieses Lied.

Erlöst an eines Mundes Klang —

Ich weiß es nicht — der Tag ist lang —

Die Frucht der Erziehung.

Erzählung aus dem Kleinstadtleben von Ruth Waldstetter.

8.

An einem schönen Spätsommertag schaute ein Wanderer von einem nahen Hügel herab auf das sonnenbeschienene Grafenegg. Er war an der letzten Station ausgestiegen, um zu Fuß auf dem Hügelweg das Städtchen zu erreichen. Es war ein kräftiger junger Mann in großstädtischer Kleidung, der in Gang und Haltung ein energisches, sicheres Wesen zeigte. Als er jetzt aber die Spitze des Hügels erreichte und plötzlich die kleine Stadt in ihrer Sommerglorie vor sich sah, drückte sich eine tiefe Bewegung in seiner Miene aus, er setzte sich nieder, stützte den Kopf in die Hand und sah lange verträumt auf das schöne Land hinaus.

Der junge Mann war Lisbeths Bruder Christian, der eben von Hamburg hergereist kam. Schon auf der Fahrt, als er sich mehr und mehr dem Land seiner Heimat näherte, als die Berge höher, die Formen führner wurden, als er die alten, turmgekrönten Städte wieder sah mit ihren ehrwürdigen Münstern und Pfalzen, die gesegneten Länder, in denen jedes Tal seinen eigenen goldenen Wein und seine edle Stammfrucht trägt, als der Sonnenschein immer leuchtender wurde, und als er endlich beim Aussteigen in die duft-durchglühende Sommerwärme der Heimat hinaustrat, da

kämpften Stolz und Glück und Rührung in ihm, wie er es seit Jahren nicht mehr empfunden hatte. Dann rauschte der junge blaue Strom neben ihm her, die Sonne schien durch grüngoldene, üppige Kastanien, in den Rebbergen hingen schwer die Trauben und dort, an der Biegung des Stromes — Christian kannte die Stelle genau —, dort blinkten in weiter Ferne jene weißen Zacken auf, jene schmale, hohe Reihe schneeiger Gipfel, die feiner bis zum Tode vergibt, für den sie die Berge der Heimat sind! Christian stand still und schaute mit feuchten Augen zu dem Wahrbild seines Landes auf. Er fühlte plötzlich den Stolz wieder, der einst sein Knabenherz beim Anblick der Alpen erfüllt hatte. Er jubelte ihnen in der Seele zu mit dem unerklärlichen Glücksgefühl, das dem Bergvolk den Jauchzer entreicht. Und in diesem Schauen stieg ihm die Vorstellung der Heimat auf; Staat und Volk mit seinem Ideal, mit seinen Zielen und Gewohnheiten stand als lebendiger Begriff vor ihm und es schien ihm in diesem Augenblick kein Zufall, dass sich um die höchsten Berge das Volk geschart hat, das sich jahrhundertelang mit Blut und Trost die staatliche Freiheit erkämpfte.

Rascher und innerlich belebt setzte er den Weg fort, hügelwärts ansteigend, bis er oben beim Markstein ankam, wo er das Städtchen zu seinen Füßen erblickte. Sonnenbeschienen lag es da, mit den Mauern und Türmen, den krummen Gassen und spitzgiebeligen Häusern, malerisch überragt von der Bastie, die auf einem Hügel von grünen Rebbergen thronte, durch welche sich steile Gassen in die Stadt hinabsenkten. Ringsherum aber erglänzte das obstgelegnete Land mit seinen Gärten und Gehöften im Gold der Nachmittagssonne.

Das Bild war von so wohltuender, vollkommener Schönheit, daß Christian, der es staunend und ergriffen in sich aufnahm, sich fragte, ob diese Welt für sich wirklich heute lebte inmitten dieser hastigen, gierigen, faulen und eisernen Zeit? Und er kam sich selber wie ein Tropf vor, daß er diesem absonderlichen Lebenkreis nur Widerstand zu bieten gehabt hatte. Ließe sich nicht in dem alten Herkommen, das ihn mit seinem Zwang eingeengt hatte, die sinnbildliche Schönheit genießen? Und was gab es denn schließlich Besseres in diesem Leben mit seinem Jagen und Erraffen, als die Erfüllung der ältesten Zweckbestimmung, die Pflege des Anwesens und der Familie, wie es diese Leute nach bestem Wissen taten, ohne sich um die im letzten Grund wichtigen Fortschritte zu kümmern, an denen die übrige Welt ihre Kräfte vergeudete?

Während Christian noch mit sich und seiner Jugendwelt abrechnete, sah er aus einer der Hauptstraßen einen Wagen in die Chaussee einbiegen, dem ein langer, schwarzer Zug von Menschen folgte. Es war ein Leichenbegängnis, das sich langsam dem Friedhof in der Talsohle näherte. Christian sah der Erscheinung mit wechselnden Gefühlen zu. Die Macht der Gebräuche, von der das große Leichengeleit Zeugnis ablegte, schien ihm ehrwürdig und der allgemeine Begräbnisgang ein Sinnbild dafür, wie das Leben des Einzelnen in der Lebensform der Gesamtheit beschlossen liegt. Über eine Erinnerung an frühere Bedrückungen, wenn die düsteren Seiten des Lebens schon der Jugend durch besondere Gebräuche lebhaft vorgestellt und in ihre Empfindungswelt hineingerückt worden waren oder sich die ereignishungrigen Kleinstädter mit peinlichen Familien- und Geschäftsvorkommnissen ausgiebig und hartnäckig beschäftigt hatten, tauchte wie ein Schatten vor dem heiteren Bilde seiner Heimat auf.

Er wandte sich ab und stieg langsam durch jungen Buchenwald den Hügel hinunter. Im Bogen das Städtchen umgehend, gelangte er eine Stunde später an das Wassertor und an sein heimatliches Haus.

Merkwürdig verschlafen lag es mit halb geschlossenen Läden hinter dem feuchten Garten. Der Anblick erinnerte ihn an einen Brauch seiner Landsleute, die bei Todesfällen durch Unlehnern der Fensterläden die untern Stockwerke zu verdunkeln pflegten. Einen Augenblick kam ihn die Lust an, umzulehren. Peinliche Eindrücke schienen von seinem Vaterhaus unzertrennlich zu sein. Aber er war hiehergekommen, um einen Auftrag zu erfüllen, von dem ihn die Geschäfte schon allzulange abgehalten hatten und der nicht mehr verschoben werden durfte.

Er ging rasch auf das Haus zu. Während der kurzen Augenblicke jedoch überkam ihn eine seltsame heftige Ban-

gigkeit. Um ihr ein Ende zu machen, eilte er schneller vorwärts und erreichte fast laufend das Haustor; dort aber hielt er betroffen inne. Unter dem Turbogen stand auf einem Schemel eine häßliche schwarze Urne; aus ihrem Halse ragten schwarzgeränderte Visitkarten heraus. Das war die Urne, die in Grafeneck bei den Leichenbegängnissen vor die Tür des Trauerhauses gestellt wurde, damit Freunde und Bekannte, statt einen Besuch zu machen, ihre Karte darein niederslegen könnten. Christian hatte die Hand an die Stirne gelegt und stand verwirrt und unschlüssig da. Er griff gedankenlos in die Urne, las einige Namen und legte die Karten wieder hin. Er überlegte sich, daß er drei Tage lang gereist war, da ihn unterwegs berufliche Geschäfte aufgehalten hatten, und daß ein Telegramm ihn wohl hatte verfehlten können. Immerhin mußte es ein plötzlicher Todesfall sein. Aber die Eltern standen beide in den Fünzigern; „die böse Ehe“ nannten ja die Aerzte dieses Alter.

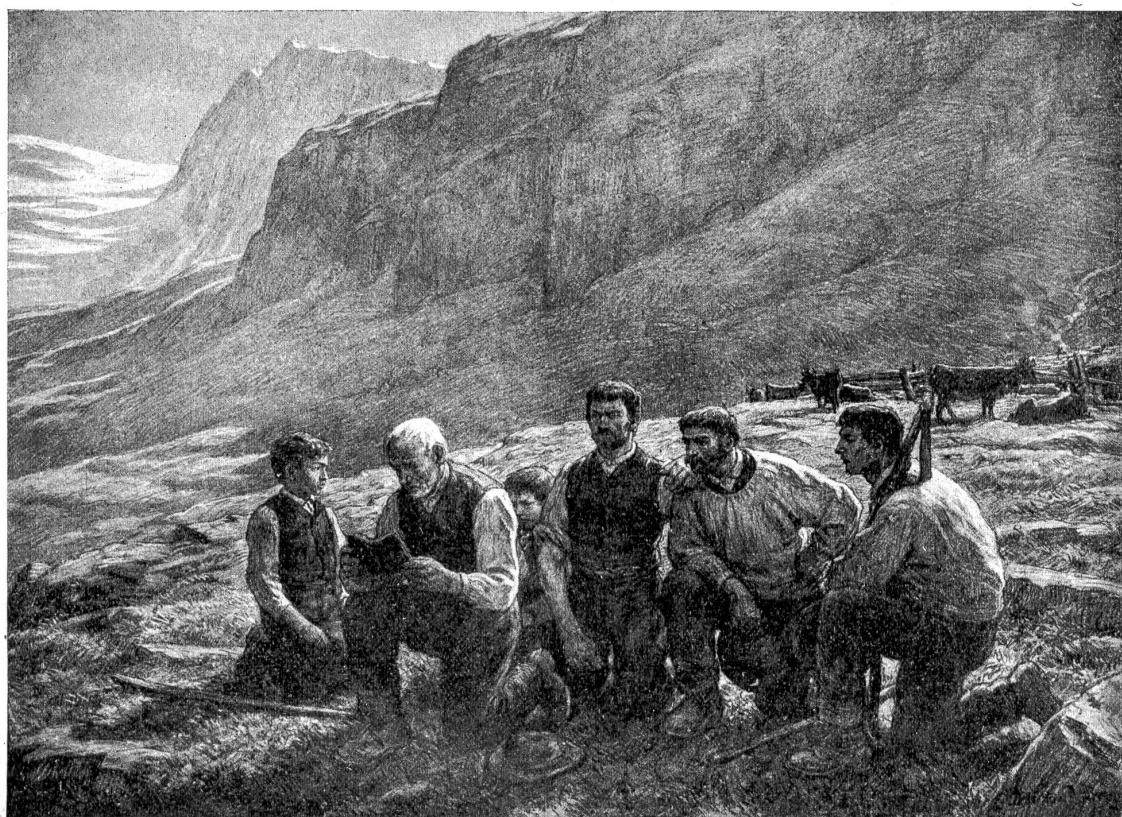
Sachte zog er die Klingel an. Es regte sich lange nichts in dem schweigenden Hause. Dann kamen gedämpfte Tritte und ein schwarzgekleidetes Hausmädchen öffnete die Tür einen Spalt weit. Ein süßlicher Geruch, gemischt von der Feuchtigkeit des Hausflurs und von starken Blumendüften, drang Christian entgegen.

„Bitte, ich bin der Sohn des Hauses,“ sagte er leise. „Wer — wer ist heute —?“

Das Dienstmädchen antwortete nicht, sondern fing heftig an zu schluchzen und nahm das Taschentuch vors Gesicht. Er warf einen Blick auf das heulende Mädchen und dachte: „Dann wird es wohl eher die Mutter sein.“ Bei diesem Gedanken erst fühlte er plötzlich, daß es sich hier um ihn selber handle und daß er es sei, dem ein Unglück geschehen war. Er drückte die Tür ganz auf und sagte noch immer flüsternd: „Ich finde den Weg allein“ und eilte leise, wie er es früher getan hatte, wenn er in sein Zimmer schlief, um allein zu sein, durch den langen, halbdunklen Gang, die Treppe hinauf, wieder durch einen Gang, zwei Stufen hinab, um die Ecke und auf den Seitenflur, wo die Zimmer der Kinder lagen. Er ging an dem seinen vorbei und klopfte leise an der letzten Tür. Drinnen hörte er ein Geräusch. Sachte drückte er die Klinke nieder.

Er umspannte mit einem Blick das ganze Zimmer, und obwohl es nichts Außergewöhnliches bot, blieb ihm dieser Eindruck sein Leben lang in Erinnerung. Der kleine Raum war in vollkommener Ordnung, die weißen Möbel standen an der Wand aufgereiht, das Bett war gemacht und zugedeckt. Zwei rote Pantoffelchen guckten darunter hervor; sie waren es hauptsächlich, die Christian in den nächsten Minuten immer wieder ansehen mußte. Zwischen den zwei niedereren geschlossenen Fenstern, die die Zweige der Gartenbäume verdunkelten, saß an einem kleinen weißen Tisch ein schwarzgekleideter, blasser junger Mensch mit einem schönen Kopf und einer verwachsenen Schulter. Ein braunes Büchlein lag vor ihm, in dem er offenbar gelesen hatte. Als die Tür aufging, legte er es rasch in eine offene Kassette, die vor ihm stand, warf den Deckel zu und erhob sich.

Als Christian den Bruder sah, drängte der Eindruck des Wiedersehens auf einen Augenblick die andern Ge-



Henry van Muyden: Das Gebet der Hirten (Arolla).

Henry van Muyden, Sohn des Genfer Malers Alfred van Muyden, 1860 geboren, studierte in der hauptsache in Paris, betätigte sich eine Zeitlang mit großem Erfolg als Illustrator, um sich sodann dem Porträt und dem Genre zuzuwenden. Er arbeitet meist in Sitten, Sierre und in Savièse in enger künstlerischer Freundschaft mit den Wallisern Bieler, Virchaux und Dalleves, mit denen er die Liebe zu der farbenreichen Walliserlandschaft und deren interessanten Bevölkerung teilt.

danken zurück. Auch Erwin hatte ihn im nächsten Moment erkannt; doch sein Gesicht blieb ernst. Sie gingen einander entgegen, jeder den Bruder mit einem freundlichen und forschenden Blick umfassend. Noch brachte Christian die große Frage nicht über die Lippen und er sagte fast unwillkürlich: „Wo ist Lisl?“ Bei diesen Worten ging eine kurze vibrierende Bewegung durch Erwins ganze Gestalt. Christian fühlte es mehr als daß er es sah und er hatte plötzlich, wie ein Mensch, der in Lebensgefahr ist, eine blitzschnelle Folge von Gedanken, Einsichten und Zusammenhängen. Er sah sich mit einer ruckhaften Bewegung im Zimmer um.

„Sie war unten aufgebahrt,“ sagte Erwin leise, „aber du kommst zu spät.“

Christian legte den Handrücken an die Stirn als Schmerze ihn dort etwas. Aber im nächsten Augenblick fasste er Erwin am Handgelenk und sagte kurz und tonlos: „Sage mir alles genau, ich weiß nichts, ich habe keine Nachricht bekommen, ich bin seit drei Tagen unterwegs, ich komme zufällig hieher.“ Er brachte kein Wort mehr hervor, von plötzlicher Bewegung überwältigt.

Erwin sah zu Boden und murmelte: „Sie ist ertrunken.“

Christian ließ ihn mit einer raschen Bewegung los und sah ihm entsetzt ins Gesicht. „Ertrunken! wie?“

„Sie hat einen Schwimmkurs genommen — sie wünschte es so sehr —, obwohl die Eltern es erst nicht erlauben wollten. Am letzten Dienstag ist es geschehen.“

„Wie ging es zu?“ flüsterte Christian.

„Wir hatten nachts ein Gewitter gehabt und das Wasser ging sehr hoch. Deshalb war das Bad am Vormittag leer. Auch sie hätte bei dem Wetter nicht baden sollen; aber Mutter wußte nicht, daß sie hinging. Die Badefrau sagt, sie habe Wäsche gehängt und niemanden kommen hören. Lisl hatte noch nicht die Kleider abgelegt.“

„Sie hatte die Kleider nicht abgelegt?“ unterbrach ihn Christian flüsternd.

„Nein, und man glaubt, sie muß ausgespülten sein.“

Christian war totenblau geworden. Er hielt mit den dunklen Augen, die jetzt stark aus dem bleichen Gesicht hervorbrannten, Erwins Blick fest und sagte gedämpft: „Und du? Was glaubst du?“

Er sah wohl, daß über des Bruders Augen eine Trübung ging; aber das, was sein Blick sagte, konnte nicht ausgesprochen werden. So standen sie sich sekundenlang stumm gegenüber.

Dann wandte sich Christian plötzlich weg und fragte unvermittelt, auf die Kassette deutend: „Was ist das?“

Erwin hob sachte den Deckel, ergriff das braune Büchlein, betrachtete es einen Augenblick zögernd und reichte es dem Bruder. Das Buch öffnete sich von selber auf der ersten Seite, wo es oft aufgeschlagen worden war, und Christian las die Worte: Fräulein Lisbeth Ultmann von A. E. 27. März 1896. Mit einem Ausruf des Schmerzes

und Unwillens schlug Christian das Buch auf den Tisch. Er schien sich jetzt nicht mehr beherrschen zu können. Mit ein paar Schritten war er an der Tür und draußen und Erwin hörte, wie er in sein altes Zimmer ging und die Tür hinter sich zufiel.

Erwin blieb allein in dem weißen Zimmer und gab

sich wieder einem schmerzlichen Grübeln hin, wie er es alle diese Tage getan hatte. Im Hause war es totenstill; der Bürgermeister hatte sich gleich nach dem Begräbnis in seine Arbeitsstube eingeschlossen; die Mutter ruhte hinter verhangenen Fenstern. Der süßliche Geruch des Totenzimmers erfüllte das ganze Haus.

(Schluß folgt.)

Aus Berns musikalischer Vergangenheit.

(Schluß.)

Eine schwere Sorge aber verdüsterte die Jugendjahre der kunstbegeisterten Gemeinde: die Frage nach dem Übung- und Konzertlokal. Der alte Sommerleist war verkauft worden, der Tagatzungssaal mußte andern Zwecken dienen und das Hotel de musique war viel zu teuer. Da fanden Roschi und Durheim den letzten Ausweg aus einer drohenden Auflösung: Man erinnerte sich des Ballenhauses neben dem alten Inselspital, da wo heute das Parlamentsgebäude steht. Dieses Ballenhaus diente jetzt nur noch der Garnison als Heumagazin und enthielt nur noch eine so geringe Menge des edlen Futters, daß es leicht anderwärts untergebracht werden konnte. Das Lokal aber ließ sich zum Konzertgebäude ausbauen. Man gelangte also mit einer Petition an den Kleinen Rat um läufige Abtretung des fraglichen Objektes. Lange blieb das wiederholte Gesuch unbeachtet. Konzerte wurden keine mehr abgehalten, fremde Künstler kamen keine mehr nach Bern. Endlich in höchster Not traf ein Zettel der gnädigen Herrn mit befriedigender Antwort ein. Neues Leben kam in die Gesellschaft. Sofort beginnt man und energisch unter Roschis Leitung den Bau des Kaffinos. Ohne stetige Streitigkeiten mit dem Nachbarn, der Inseldirektion, ging es dabei freilich nicht ab. Auch wollte die Stadtverwaltung das Auffrischen der anstößenden verödeten Promenade und den Bau eines Peristils nicht gestatten, weil solches zu unsittlichen Zusammenkünften Anlaß gebe. Dafür aber hatte dieser Neubau, der im Jahre 21/22 stattfand, auch den Vorteil, daß man an Stelle Braths, welcher den meisten verleidet war, den Komponisten, Violinisten und Pianisten Beutler aus München heranziehen konnte. Immerhin verlangte er das fast unerschwingliche Honorar von 1000 Franken und den Ertrag eines Benefizkonzertes. Ihm und seiner Gattin, einer tüchtigen Sängerin, hatte Bern aber auch einen schönen Aufschwung der musikalischen Leistungen zu verdanken und das wußte er, darum verlangte er beim Erneuern des Vertrages eine Aufbesserung, indem er ausführlich auf seine großen Verdienste hinwies. „Sie wissen nun, was Sie an mir besitzen und noch ferner von meinem Kunsteifer zu gewärtigen haben.“ schloß sein Schreiben. Doch darauf konnte und durfte die Kasse der Musikgesellschaft nicht Rücksicht nehmen, mußte sie doch dem ersten Violinisten ein Jahresgehalt von 300 Franken, jedem weiteren Instrumentalisten der ersten Besoldungsklasse 20 Bahnen für die Übung, jedem der zweiten 15 Bahnen und der dritten 10 Bahnen zahlen. Daneben gab es sonst mancherlei Auslagen, so für einen Flügel, „eine Holzhütte, eine Bodenbürste, einen Ghüderdratze usw.“ Und da zeigte sich schließlich der spekulative Künstler bereit, den alten Vertrag zu erneuern. Am Täcilientag des Jahres 1821 wurde dann das neue Heim eingeweiht. Ein gutgemeintes, aber etwas steif schillerndes Festlied, in dem natürlich die neun Musen nicht fehlen durften, zeugt von der erhabenen Feststimmung in den „heitern, neugeschmückten Hallen, ach ersehnet oft und lang“. Doch die Freude am eigenen Heim sollte recht oft und stark getrübt werden, zeigte es sich doch bald, daß der Bau zu rasch und wenig gewissenhaft ausgeführt worden war und immer neuer Reparaturen bedurfte. Ja — die schmerzliche Erkenntnis, daß die finanzielle Anspruchnahme das Vermögen überschritt, nötigte zu dem traurigen Schritt,

das Kaffino wieder an die Stadt zu verkaufen. Nach kaum 10 Jahren stand man wieder da, wo man einst hoffnungsfreudig angefangen hatte. Man verlegte dann die Konzerte ins Gesellschaftshausmuseum, später ins neue Stadttheater und schließlich nach der Erstellung des neuen Kaffinos 1909 dorthin und damit hat nun wohl die Erbsorge ein Ende genommen.

Man muß sich wundern, wie liebevoll neben diesen immerwährenden Bausorgen das Gesellschafts- und Musikleben gepflegt wurde, der Mitgliederbestand in den Jahren 21 bis 25 von 342 auf 798 stieg, wie trotz allen Widerwärtigkeiten die unermüdlichen Roschi, Durheim und Wild die administrative und moralische Leitung versahen ohne andere Entschädigung als eine gelegentliche ehrende Protokollbemerkung, wie alle die Arbeit nur um den reinen Genuss unverfälschter Kunst und in dem Bestreben, das bernische Musikwesen, dem von Seiten der „Schnurranten“ Versumpfung drohte, zu heben und zu veredeln.



Adolf Methfessel, Direktor der Musikgesellschaft in den 50er Jahren.

Den Höhepunkt jener Jahre bildete wohl das kantonale Musifest bei der Eröffnung der Tagatzung von 1824. Es war ein ganz eigenartiger und neuer Gedanke, die Sänger